Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 36 (1949)
Heft: 20

Artikel: Grosstaten modernster Erziehung im kirchlichen Italien : neue Erfahrungen über italienische Don Bosco-Arbeit [Fortsetzung]

Autor: Simeon, B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-535399

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZER SCHULE

HALBMONATSSCHRIFT FÜR ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

OLTEN, 15. FEBRUAR 1950 NR. 20 36. JAHRGANG

GROSSTATEN MODERNSTER ERZIEHUNG IM KIRCHLICHEN ITALIEN IV *

Neue Erfahrungen über italienische Don Bosco-Arbeit

Von Dr. B. Simeon

IV.

Drei Nahaufnahmen.

1.

Auf recht seltsamen Wegen hat die Vorsehung zuweilen ihre Leute zum Rettungswerk an der verlassenen Nachkriegsjugend geführt. Das Schicksal des heute ca. 35-jährigen Priesters *Don Arturo d'Onofrio* ist dafür ein Beispiel.

*

Don Arturo war während der ersten Weltkriegsjahre im Diözesanklerus des oberitalienischen Bistums Tortona tätig. Als sich für Italien die Drohung des bevorstehenden kriegerischen Einbruchs immer stärker abzuzeichnen begann, wollte er seine Mutter besuchen, die weit unten im Süden, in Visciano di Nola (ca. 30 km südöstlich von Neapel) wohnte. Aber während der kurzen Frist, die er anfänglich für seinen Besuch vorgesehen hatte, war die Entwicklung des kriegerischen Geschehens so sprunghaft vorgeschnellt, daß plötzlich die Verbindungen mit dem Norden abgebrochen waren und die Rückkehr nach Tortona auf ungewisse Zeit unmöglich wurde.

Don Arturo war viel zu sehr Priester, um in dieser unfreiwilligen Muße, die ihn im Süden zurückhielt, untätig zu bleiben. Eines Tages stößt er auf ein Grüppchen abgerissener, hungernder und verängstigter Kinder, denen der Krieg die Heimat zerstört und die Eltern geraubt hatte, die nun ziellos herumirrten und sich bis jetzt weiß Gott wie das Leben gefristet hatten. Ein paar freundliche teilnehmende Fragen, und es enthüllt sich ihm das grenzenloseste körperliche und seelische Kinderelend. Kurz entschlossen nimmt er diese drei bis vier Jungen mit sich und quartiert sie in seinem Elternhaus in Visciano ein.

Das war der Anfang.

Es geht nicht lange, und er findet immer mehr dieser kleinen unglücklichen Kriegsopfer. Aber er findet auch noch etwas anderes: seine Berufung zum Apostolat unter dieser verlassenen Jugend, von der er ahnt, daß sie nach Kriegsende ein gewaltiges Heer von jungen Menschenseelen darstellen wird, die nach Erbarmen, Hilfe und Erlösung rufen. Unter dem erschütternden Eindruck der tagtäglich sich aufs neue offenbarenden Jugendnot reift sein Entschluß, das ganze künftige Priesterleben dieser ausgestoßenen Generation im Mezzogiorno zu weihen. Sein bisheriger Oberhirte, der Bischof von Tortona, stimmt zu und läßt ihn segnend in das neue Wirkungsfeld ziehen; der kirchliche Vorgesetzte seiner engeren Heimat, der Bischof von Nola, nimmt ihn mit Freuden auf.

* Siehe »Schweizer Schule« Nr. 17, 18 und 19 vom 1. und 15. Januar und 1. Februar 1950.

Anfänglich müssen die Räume seines Elternhauses und seine persönlichen Mittel herhalten, um die stets wachsende Schar zu logieren, zu beköstigen, zu pflegen. Aber es werden immer mehr. Er läßt die Verbindungswände in seinem Haus niederreißen, um mehr Platz für die Jungen zu bekommen. Wie er nicht mehr genügend Lagermöglichkeiten auftreiben kann, gibt er sein eigenes Bett her und schläft auf dem Boden.

Die Bevölkerung von Visciano beginnt, auf ihn aufmerksam zu werden, ihn zu bewundern, zu verehren, ihm zu helfen. Sie haben es ihm ohnehin noch nicht vergessen, daß er auch ihnen einen ganz großen Dienst erwiesen hat, damals, als er, findig, wie er ist, ihnen einen artesischen Brunnen grub und dem Dorf in einer Zeit bösester Dürre zu einer genügenden Wasserversorgung verhalf.

Die ersten Spenden für sein Werk beginnen zu fließen. Es ist aber auch höchste Zeit. Denn Don Arturo hat weitausschauend erkannt, daß die grauenvollen Spuren, die der Krieg in der Jugend des Mezzogiorno zurückließ, viel zu uferlos sind, als daß eine Gelegenheitshilfe hier genügen würde. Deshalb gründete er in Visciano im Verein mit einigen gleichgesinnten edlen Freunden, Laien und Priestern, seine »Piccola Opera della Redenzione« (offizieller Titel: »Piccola Opera Fanciulli abbandonati ed orfani Maria Ssma del Carpinello«).

Die systematische Arbeit muß sich zunächst mit den alten ewigen Fragen der materiellen Grundlagen herumschlagen. Das eigene Haus ist bereits zum Bersten voll von der quecksilbrigen Schar der »Fanciulli redenti«. Und immer noch tauchen hilfsbedürftige kleine Bengel auf, und immer zahlreicher werden die Gesuche von Behörden und Familien — denn das Wagnis des tapferen Priesters hat sich längst herumgesprochen — um die Aufnahme eines oder mehrerer Schützlinge. Das Bedürfnis nach neuem Raum wird gebieterisch, die Sorge um Unterkunft und Verpflegung wird drückend.

Nun — die Oberflächlichen nennen es Zufall, doch wir wissen besser, was es ist — kommt eines Tages ein Brief von der andern Seite des Vesuvs, aus Torre Annunziata. Ein dortiger Pfarrer schreibt, er habe von dem neuen Werke gehört, und könnte dafür etwas Boden mit barackenmäßigen Unterkunftsmöglichkeiten abtreten; ob Don Arturo Interesse hätte?

Natürlich hatte Don Arturo Interesse. Und in Torre Annunziata entsteht der zweite Schößling der Piccola Opera, das »Orfanotrofio San Francesco di Paola«.

Etwas später gelingt es, in Visciano selbst das ehemalige faschistische Vereinshaus von der Gemeinde zu erhalten, und ein edler Vertreter des süditalienischen Adels, Principe Don Massimo Lancellotti, schenkt dazu als Umschwung ein ansehnliches Gelände, das zu seinem Landbesitz gehörte. Damit ist in Visciano der Anfang zu einem Kinderdorf gemacht, dessen Grundsteinlegung im Mai 1947 stattfand und von dessen Vollendung und feierlicher Einweihung im November 1949 mir Don Arturo begeistert und ergriffen schrieb.

In Nola setzt sich der dort residierende Bischof für die »Piccola Opera« ein, so daß in dieser Stadt im letzten Jahre der dritte Sproß des Werkes, das »Orfanotrofio San Paolino di Nola« eröffnet werden konnte.

Damit stehen bis jetzt drei Heime mit insgesamt zirka 150 Kindern unter der direkten Leitung von Don Arturo.

Und nun bitte ich den Leser, einmal den Kopf in die Hände zu nehmen und sich vorzustellen, was das bedeutet, für 150 Kinder drei Heime sozusagen aus dem Nichts zu stampfen. Ihr Leiter mußte die Grundstücke erwerben und ihre bauliche Entwicklung überwachen. Er mußte das gesamte Mobiliar auftreiben. Er hat darin Werkstätten für junge Buchdrucker,

Schreiner, Schuster, Mechaniker und Schneider eingerichtet. Er organisierte den geregelten Schulunterricht. Er suchte und fand die geeigneten Leute aus dem Priester- und Laienstand als Helfer, Verwalter und Lehrer und sorgte für deren zweckgemäße Schulung und Einführung. Er gründete sogar einen eigenen weiblichen Orden zur Mithilfe am Werk, die »Piccole Apostole della Redenzione«. Er entwarf die Richtlinien für die geistige Erziehung der jungen Pfleglinge. Daneben mußte er während all dieser Zeit Tag für Tag dafür sorgen, die immer größer werdende Schar seiner Schutzbefohlenen satt zu kriegen. Und das alles ohne eigene Mittel!

Und heute hat er drei blühende Heime. Hat einen prächtigen kleinen Knabenchor, der bei öffentlichen Veranstaltungen auftritt. Hat eine flotte Knabenmusik, die bei Prozessionen spielt und öffentliche Konzerte gibt. Und was besonders zählt, er hat noch eine ganze Reihe von weitreichenden Plänen für seine scugnizzi. Pläne, deren Verwirklichung man *diesem* Manne ohne weiteres zutraut.

Der biedere Kommunist, mit dem ich nach meinem Besuch in Nola ein bißchen ins Plaudern kam, war auf die Männer der Kirche wirklich nicht gut zu sprechen. Aber als die Rede auf Don Arturo fiel, änderte er sofort seine Haltung. Über diesen Priester ließ er nichts kommen. »Ah, se tutti i preti fossero come lui . . .« — Wenn alle Priester wären wie der . . .

Eine leise Frage an meine hochwürdigen Mitbrüder: Hatte der Kommunist von Nola nicht ein bißchen (oh, nur ein klein bißchen) recht?

2.

Caserta, Provinzhauptort und Bischofssitz, eine knappe Bahnstunde nördlich von Neapel, war vor dem Krieg ein kokettes Städtchen mit schönen Bauten, Gärten und Parkanlagen. Aber im Sommer 1944 sah es schlimm aus. Der von Churchill für Italien vorausgesagte Feuerregen hatte sich mit besonderer Wucht über diese Gegend entladen und grauenvolle Spuren zurückgelassen. Ganze Straßenzüge lagen in Trümmern. Was an Gebäuden einigermaßen noch intakt war, war zu einem großen Teil für die verschiedenen Büros, Kantonnemente, Verpflegungsstellen und Materialdepots der Alliierten beschlagnahmt, die in Caserta ihr Hauptquartier hatten. Der bewohnbare Rest war überfüllt von der Bevölkerung und den Kriegsflüchtlingen. Die Zivilverwaltung hatte sich aufgelöst. Die Ernährung der 30 000köpfigen Stadt war desorganisiert. Durch die Straßen schlich hohlwangig und hungernd das Elend und bettelte um die allernotwendigste Lebensnotdurft.

Da erschien eines Tages — und in der Folge sollte er noch oft erscheinen — bei den alliierten Verpflegungsstellen ein seltsamer Aufzug: ein Karren, beladen mit leeren Fässern und Kisten, gezogen von einem Eselchen, begleitet von ein paar Pfadfindern und geführt von einem jungen Priester. Der Priester bat um die Überbleibsel und entbehrlichen Bestände der alliierten Militärverpflegung. Er könne dem Elend der hungernden Kriegsopfer nicht mehr untätig zusehen und habe sich vorläufig keinen andern Rat gewußt.

So machten die Sieger die Bekanntschaft von *Don Mario Vallarelli.*

Dieser Don Mario war ein merkwürdiger Mann. Kurz vorher hatte ihn sein Bischof bestimmt zum Pfarr-Rektor der Kirche Sant'Antonio in Caserta. Die Kirche, ursprünglich ein Kleinod barocker Sakralarchitektur, war im Lauf der Jahre durch die Unbill der Zeit, durch Vernachlässigung und Kriegsschäden in eine bedauernswerte Verwahrlosung hineingeraten. Don Mario, der nicht nur ein Mensch von dynamischem Naturell, sondern auch von feinem Geschmack und kunstsinnigem Empfinden ist, machte sich sofort an die Restauration seiner Kirche. Tatsächlich hatte er

durch rastlose Arbeit es fertig gebracht, die nötigen Mittel aufzutreiben und der Kirche wieder ihre ursprüngliche Schönheit zurückzugeben, so daß sie heute als ein kirchenbauliches Juwel das Stadtbild von Caserta ziert.

Er sah aber bald, daß noch eine andere Restauration auf ihn wartete, eine Restauration, deren sofortiger Beginn unendlich wichtiger war. Er konnte aus nächster Nähe, alle Tage, bei jedem Gang durch die Stadt, die Kriegsnot sehen, die Armut, den Hunger, die frierende Blöße und die Obdachlosigkeit. Da griff er zu. Zu einer Zeit, da alle öffentliche Fürsorge aus den Fugen geraten war, hat er Freunde und Gesinnungsgenossen gefunden und aufgerüttelt und mit ihrer Mitwirkung ein kleines Unterstützungswerk, das »Pane dei Poveri« ins Leben gerufen. Es waren ein paar Lokale, wo für die allerärmsten Kriegsflüchtlinge regelmäßige Speisungen und für einzelne von ihnen auch eine behelfsmäßige Unterkunft bereit waren.

Doch mit der Zeit entstand für Don Mario ein besonderes, ganz konkretes Ziel, das sein ständiges Sinnen verfolgte und in seinen Absichten immer festere Gestalt gewann.

In Caserta hatte sich nämlich die gleiche Kriegsfolge gezeigt, die überall dort in Erscheinung trat, wo die Alliierten hinter der Front größere Truppenstützpunkte oder Kommandoposten unterhielten: von allen Landesteilen strömten heimatlose Jugendliche und Kriegswaisen herbei, angezogen von dem Betrieb des alliierten Hauptquartiers und von der Hoffnung, hier irgend etwas für ihren zigeunerhaften Lebensunterhalt zu erhaschen. Don Mario hatte diese Jungen gesehen, wie sie, mit dem Schuhputzkästchen auf dem Rücken, den amerikanischen Soldaten ihre Dienste anboten. Wie sie sich abends in einen Schlupfwinkel unter Ruinen verkrochen, um dort frierend und hungrig die Nacht zu verbringen. Wie sie, getrieben von der Not, manchmal die Hand nach verbotenem Gut ausstreckten. Wie sich das Laster und das Verbrechen unheimlich schnell in diese jungen Seelen hineinfraß.

Da beschloß er, zu helfen. Und weil ihm einstweilen keine andern Mittel zur Verfügung standen, zog er mit dem Eselskarren zu den alliierten Militärkantinen und bettelte um Nahrung für seine Jungen.

Nun konnte man im Jahre 1944, nachmittag für nachmittag gegen vier Uhr in der Sakristei von Sant'Antonio eine seltsame Szene beobachten: inmitten von gewaltigen Kochkesseln und Brotsäcken stand Don Mario, die Ärmel aufgekrempelt, eine Schürze über seiner nicht mehr ganz neuen Soutane, und um ihn drängte sich Kopf an Kopf eine Horde lärmender, zerlumpter kleiner Gesellen, denen er das sehnlichst verlangte Essen austeilte. Nach der Sättigung kam dann die freundliche Fühlungnahme von Seele zu Seele, für welche auch wieder die Sakristei herhalten mußte. (Vielleicht hat sich noch mancher andere mit mir gewundert über die so geräumigen Sakristeien der süditalienischen Kirche und über das, was sich alles in ihnen abspielt. Aber ihre Erbauer haben offenbar mit allerlei gerechnet!)

So ging das eine Zeitlang. Doch Don Mario war nicht zufrieden. Er wußte: was diese Buben brauchen, das ist ein Heim, wo sie wirklich zu Hause sind und wo sie das finden, was ihnen der Krieg geraubt hat: die beglückende Sicherheit des Geborgenseins. Dieses Heim wurde ihm zur beherrschenden Idee. Aber wie diese Idee verwirklichen, da nicht einmal er selbst eine eigene Wohnung hatte, sondern bei Verwandten logierte?

Da kommt wieder einmal eine glückliche Fügung zu Hilfe. Neben der Kirche steht ein ehemaliger Herrschaftssitz, jetzt zum größten Teil mit farbigen Truppen belegt. Das Haus sticht ihm in die Augen. Er läßt

die Militärbehörden, die dem tapferen und selbstlosen Priester übrigens gewogen sind, nicht in Ruhe, bis sie endlich die Truppen aus dem Hause zurückziehen. Dann bombardiert er die Gemeinde-Instanzen so lange mit Gesuchen, bis ihm mehrere Lokale des Gebäudes für seine Zwecke überlassen werden. Endlich, im Sommer 1945 ist beides erreicht, und Don Mario, im Überschwang seiner Freude, nimmt selber ein Brecheisen in die Hand, um die Trennungsmauer wegzuräumen, die zwischen seiner Kirche und seinem künftigen Waisenhaus steht.

Natürlich fängt nun auch für ihn die gewohnte zermürbende Hauptarbeit an. Das Haus ist in einem schauderhaften Zustand. Es braucht Reinigung, Stützarbeiten, Verputz, bauliche Veränderungen. Kaum ist das Gröbste getan, ziehen fünfzig seiner Straßenjungen jubelnd ein, um sich für immer in ihrer neuen Heimat niederzulassen.

Und nun ist es rührend, wie sich die amerikanischen Soldaten um das Werk annehmen. Diese kampferprobten Kerle sind von dem heiligmäßigen jungen Priester und seinem wundervollen Draufgängertum einfach gepackt. Sie helfen mit, wo sie können. Ihr Militärkaplan, Rev. Alban Boultwood, hält bei einem Gottesdienst einen flammenden Aufruf, und das Ergebnis ist eine erkleckliche Summe. Die Soldaten bringen Schokolade, Sportgeräte, Spielzeug, Essen. Die Mädchen vom amerikanischen F. H. D. kommen und pflegen die Kleinsten. Die farbigen Truppen, die vorher im Hause waren, besorgen das Bauholz. Wenn irgendwo in der Umgebung ein Militärlager aufgehoben wird, kommen Feldbetten, Matratzen, Installationsmaterial an. Aus dieser allgemeinen Sympathie entspringt die italo-amerikanische Hilfsgesellschaft »Sant'Antonio«, die dem neuen Heim die dauernde Liebe und Hilfsbereitschaft seiner Freunde auch jenseits des Ozeans erhält. Die Bevölkerung macht nach Kräften mit. Das »Orfanotrofio Maschile Sant'Antonio« ist Tatsache.

In den letzten drei Jahren wuchs der Innenausbau des Werkes überraschend schnell. Neben dem Schulunterricht sind mehrere Werkstätten angegliedert, u. a. eine verblüffend modern ausgestattete Buchdruckerwerkstatt. Die Jungen haben ihre kleidsame, schmucke Uniform, ihren gut geführten Chor, ihre stramme kleine Blechmusik. Sie haben ganz besonders den Sonnenschein eines sorgsam behüteten Jugenddaseins.

Aber Don Mario schaut immer noch weiter aus. Heute beherbergt das Haus ein halbes Hundert froher Jungen. Das ist viel, wenn es sich darum handelt, ihnen alltäglich den Tisch zu decken. Aber es ist wenig im Vergleich zu der uferlosen Jugendnot, die sich immer noch in der nahen und entfernten Umgebung der Stadt ausdehnt. Don Mario hat sich vorgenommen: das Haus muß größer werden, um bedeutend mehr junges Elend lindern zu helfen.

Und es ist nun einmal so: was sich dieser glühende Vorkämpfer der Nächstenliebe in den Kopf gesetzt hat, das erreicht er auch. Im Juni 1949 beginnen nach großangelegten Plänen die Arbeiten für eine wesentliche Erweiterung des ganzen Heimwesens. Wenn diese Arbeiten einmal abgeschlossen sind — Don Mario rechnet damit bis Ende 1950 —, werden 300 junge Kriegswaisen darin den Weg finden, der sie aus der Bitterkeit einsamer Verelendung herausführt und ihnen die Kraft geben wird, ihr Leben zu meistern.

3.

Turin, 2. Juli 1949. Meine diesjährige Italienfahrt geht ihrem Ende zu. Es war wieder ein herrliches Wandern auf den Spuren Don Boscos gewesen, ein Wandern durch Offenbarungen heroischer menschlicher Bereitschaft und göttlichen Segens. Auf der Rückkehr vom Mezzogiorno möchte ich nun noch zwei oberitalienische Kin-

dersiedelungen kennen lernen: »Nomadelfia« bei Carpi, von der in einem Schlußkapitel die Rede sein soll, und die Turiner »Città dei Ragazzi«, der mein heutiger Gang gilt.

Soeben habe ich im Valdocco-Quartier von Turin das gewaltige Werk besucht, zu dem vor 100 Jahren Don Bosco selbst das erste Samenkorn legte. Ich habe in der herrlichen Kirche gekniet, die er seinerzeit mit einem Baukapital von 70 centesimi begann. Ich habe vor dem Altar, der seine sterbliche Hülle birgt, gebetet. Ich habe durch die Privatgemächer gehen dürfen, in denen er arbeitete, betete und litt, und die von seinen salesianischen Söhnen mit rücksichtsvoller und diskreter Pietät in ihrem ursprünglichen Stand erhalten werden. Ich habe die frohe Jugend gesehen, die hier ihre Bildung und ihr Rüstzeug fürs Leben findet, die Werkstätten, die Schulräume. Ich habe die Allmacht der Vorsehung gespürt, die das Werk des Heiligen aus den unscheinbarsten Anfängen zu seiner heutigen weltumspannenden Größe führte und hier aus jedem Winkel spricht.

Nun bringt mich ein Taxi schnell über die Po-Brücke in das Sassi-Quartier am Südrande der Stadt, wo der Fußweg auf die »Collina Torinese« beginnt. Dort, am Abhang der Collina, in prächtiger, aussichtsreicher Lage, wartet mein heutiges Besuchsziel.

Nach einem Viertelstündchen Aufstieg öffnete sich das Unterholz zu einer weiten, baumbestandenen Lichtung, und von oben her grüßt ein Torbogen mit der selbstbewußten großen Aufschrift »Città dei Ragazzi«. Rechts ist eine Wiese, wo eine Gesellschaft kleiner Bengel sich einem fröhlichen und lärmenden Spiel hingibt. Mitten unter ihnen ist eine junge Dame, offenbar die Betreuerin dieser Rangen. (Wie ich später erfahren habe, ist sie eine der sechs »assistenti«, die sich der Mithilfe am Werk für die verlassene Jugend geweiht haben.) Was mir sofort auffällt, ist die ungezwungene Herzlichkeit des Verkehrs, der bei diesem Mädchen viel mehr den Eindruck einer älteren Schwester als den einer Autoritätsperson nahelegt.

Da tönt von oben her eine Glocke, wahrscheinlich das Zeichen zur Mahlzeit. Soll einmal einer probieren, eine Bande von spielbesessenen kleinen Italienern zum sofortigen Abbruch ihres Vergnügens zu bringen! Hier geht es anstandslos. Natürlich bettelt der eine oder andere: »Ma, signorina, ma restiamo ancora un pò, ma finiamo la partita, ma...!« Aber ein freundliches Scherzwort der Leiterin genügt. Alle kommen, zwei Kleinere nehmen ihre Hände, und die springlebendige Gesellschaft geht heimzu. Ich benütze die Gelegenheit und bitte, dem Gründer der »Città«, *Don Arbinolo*, vorgestellt zu werden und die »Città« besichtigen zu dürfen, was freundlich bejaht wird.

Inzwischen sind wir durch den Torbogen geschritten, und ich schaue mich ein bißchen um. Der erste Eindruck läßt feststellen, daß ich hier eine Kindersiedelung besuche, die zum Unterschied von allen andern, die ich kennen lernte, noch im Anfangsstadium ihres Werdens ist. Aber vielleicht war gerade dies der Grund, der mir diesen Besuch besonders wertvoll machte.

Alles scheint noch etwas behelfsmäßig eingerichtet. Ein zwar ansehnlicher Bau, der aber noch alle Zeichen seiner ehemaligen Zweckbestimmung als Familien-Landhaus trägt; saubere, aber sehr bescheidene Schlafräume; ein kleiner ehemaliger Salon, der nun als Lese- und Studierzimmer dient; ein ärmliches, nur mit dem Notwendigsten ausgestattetes Kapellchen; ein Schuppen, der seine Vergangenheit als Wagenremise nicht verleugnet und jetzt als Werkstätte für Schreinerei mit provisorischer maschineller Ausrüstung benützt wird usw.

Aber über diesem ersten Eindruck steht noch ein anderer: der Eindruck eines hoffnungsfrohen, zielsicheren und sieghaften Beginnens. Alles ist hier Entwicklung, die

heute noch in ihren Anfängen stecken mag, die aber rasch aus diesen Anfängen zu einer beglückenden Erfüllung schreiten wird. Für diesen Eindruck sorgen nicht nur die verschiedenen Bauarbeiten und Planierungen, die ich an mehreren Stellen bemerke. Dafür sorgt hauptsächlich dieses frohe Gewimmel lebhafter Jugend, das alle Winkel und Ecken erfüllt.

Don Arbinolo, der Gründer und Leiter der Bubenstadt von Turin, ist ein blutjunger Priester von bescheidenem, beinahe schüchternem Wesen. Wüßte man nicht um die Riesenarbeit, die dieser junge Mann in den letzten 2½ Jahren für seine Jungen geleistet hat und die jeden seiner Gäste und Besucher zu unwillkürlicher Hochachtung zwingt, man würde sie ihm bestimmt nicht zutrauen.

In einem Abstellraum — alle übrigen Räumlichkeiten sind augenblicklich belegt — erzählt mir Don Arbinolo seine Geschichte:

Sie hat angefangen im Oktober 1946, in der Turiner Pfarrei, wo er als Vikar tätig war und die in einem der ärmsten Viertel der Großstadt lag. Zur Pfarrei gehörte ein »Ricovero Pubblico«, d. i. ein von der Gemeinde eingerichtetes Notasyl für Bettler, Obdachlose und Landstreicher. Dort, in diesem Sammelpunkt menschlichen Elends, traf ihn besonders die materielle und seelische Not der erlternlosen und verlassenen Jugend, die auf irgendwelchen Wegen in den Ricovero gelangt war.

Und nun begann auch für ihn die Odyssee, die alle seine Mitkämpfer in diesem Apostolat der Erziehung durchliefen, dieses Wandern auf seltsam verschlungenen Pfaden, die sich aber alle nachträglich als ein Gehen auf den Wegen der Vorsehung enthüllen werden.

Zunächst nahm er fünf oder sechs dieser Jungen, drückte ihnen etwas primitives Handwerkzug in die Hand und ließ sie zur Verfertigung von Zoccoli anleiten. Diese wurden dann an den Samstag-Märkten feilgeboten und fanden, vielleicht mehr aus Sympathie zum Zweck als aus Bedürfnis, guten Absatz. Das gab Geld, und, was wichtiger war, es gab den Jungen Freude an einer geregelten Tagesordnung und an der Arbeit. Andere Jungen wurden aufmerksam und baten, auch mitarbeiten zu dürfen.

Nun ging Don Arbinolo einen Schritt weiter. Er will die Knaben auch aus ihrer bisherigen Umwelt herausnehmen. Es gelingt ihm, in einem andern Bau, der als öffentliches Armenhaus und Nachtasyl dient, einige Räume zu erhalten. Dort zieht er eines Tages mit 30 Jungen ein. Das war zwar ein erfreulicher Erfolg. Aber er bedeutete, wie bei allen, daß nun auch für ihn die endlose Zahl der Bittgänge, der Gesuche, der Sorgen beginnt. Immerhin bringt er es fertig, allerlei einzurichten: zwei Schlafräume, eine Küche und zwei Miniaturwerkstätten für Schreinerei und Schuhmacherei. Unter den vielen Armen, die das Haus schon vorher beherbergte, befindet sich auch ein guter alter Zimmermann und eine achtzigjährige Greisin. Der alte Schreiner übernimmt die Leitung der Werkstätte, und die betagte Frau besorgt die Küche und die bei Buben immer, ach, so notwendige Flickarbeit. Und die beiden alten Leutchen, die bis jetzt ohne Hoffnung, ohne Sonnenschein, in dumpfer Resigniertheit ihre Tage hingenommen hatten, freuen sich, daß ihr Dasein plötzlich wieder einen schönen Sinn bekommen hat, und blühen unter all dieser Jugend, der sie helfen dürfen, zu freudigem und neuem Lebensmut auf.

Zu gleicher Zeit hat Don Arbinolo auch für eltern- und heimatlose Mädchen mitten in der Stadt ein Heim gefunden und eingerichtet. Denn er weiß aus erschütternden Beobachtungen, daß ihre Not ebenso schreiend ist wie die der Buben und daß ihre Gefährdung zwar auf einer andern, aber sicher unheilvolleren und schlimmeren Ebene liegt.

Nun kam der entscheidungsreiche März 1948. Die junge Schar war auf 65 Knaben und 21 Mädchen angewachsen. Don Arbinolo sah mit Bangen den Augenblick nahen, an welchem die bisherigen Räume einfach nicht mehr genügen würden.

Da griff wieder einmal die allweise Führung Desjenigen ein, der seine Treuesten nie im Stiche läßt. Eines Tages vernimmt Don Arbinolo, daß oben an der Collina Torinese in schöner Lage eine Liegenschaft verkäuflich sei mit Haus, Kapelle und großem Umschwung. (Die heutige Città dei Ragazzi.) Es wäre gerade das, was er braucht. Aber wie die zwar mehr als bescheidene, doch für ihn unmögliche Kaufsumme von zwei Millionen Lire aufbringen?

Doch der Gedanke hat ihn einmal gepackt und läßt ihn nicht mehr los. Bis jetzt hatte das Haus auf der Collina »Villa Fede« geheißen, und heißt »Fede« nicht Glaube, Zuversicht, Vertrauen?

Da erfährt er noch, daß zwei Minuten unterhalb dieses Hauses ein anderes, kleineres Objekt ebenfalls verkäuflich ist, das als Unterkunft für die Mädchen angegliedert werden könnte, so daß das Ganze eigentlich die ideale Lösung darstellen würde.

Und jetzt hält ihn nichts mehr zurück. Er wagt es, und es gelingt. Die Turiner Bevölkerung ist schon lange auf den sympathischen jungen Priester mit dem bescheidenen Wesen und der dynamischen Seele aufmerksam geworden. Die Zeitungen öffnen Sammellisten. Die Kaufsumme kommt aus manchen großen und vielen kleinen Spenden zusammen. Der Kardinal-Erzbischof von Turin setzt sich mit dem ganzen Ansehen seiner Persönlichkeit für ihn ein; ein Finanzierungskomitee entsteht; die großen Hilfswerke machen mit; die Vinzenzkonferenzen der ganzen Stadt wetteifern, um an das nötige Material für die Umbauten, an das Innenmobiliar, an die Ernährung beizutragen. Im Mai 1948 zieht der strahlende Don Arbinolo mit seiner jauchzenden Jugend auf der Collina ein und schreibt über das Eingangstor »Città dei Ragazzi«. Das neue kleine Reich für die einstmals Verstoßenen ist gegründet.

Was noch bleibt, ist die allerdings mühsame und langwierige Arbeit des Gesamtausbaus, d. h. die Periode zielbewußter Entwicklung, in die eben mein Besuch vom letzten Sommer fiel. Für diesen Ausbau hat Don Arbinolo eine ganze Menge von Plänen: die beiden Hauptgebäude für die Knaben und Mädchen sollen zweckmäßig umgeändert werden; eine große Werkstätten-Abteilung soll eingerichtet werden, ebenso ein Sportplatz, ein kleiner Theatersaal, eine Bienenzucht. Der Schulunterricht soll weiter gegliedert werden. Der prächtige Umschwung mit Gemüsegarten, Obstgarten und Ackerland soll die Grundlage für einen eigenen landwirtschaftlichen Betrieb werden.

Man möchte bei all diesen hochfliegenden Plänen etwas ungläubig lächeln, aber wenn man sich daran erinnert, was dieser junge Priester schon alles in kürzester Zeit erreicht hat, dann wird man doch an der eigenen Skepsis etwas unsicher. Und besonders wenn man sieht, wie sein unbesiegbarer Optimismus sich auf die Jungen übertragen hat, wie sie mit Feuereifer und sichtlicher Begeisterung am Aufbau ihrer Città Hand anlegen, wie sie das alte Unkraut entfernen, Plätze ausebnen, Steine wegräumen, Baumaterial herbeischleppen usw. — dann ist es unmöglich, sich der Zuversicht zu verschließen, die über dem Ganzen schwebt.

Heute zählt die Città dei Ragazzi 140 Buben und 50 Mädchen, alle zwischen sieben und neunzehn Jahren. Es ist klar, daß Don Arbinolo die direkte und unmittelbare Leitung dieser großen Schar allein weder besorgen kann noch will. Er hatte sich schon früher nach Menschen umgesehen, die, folgend dem gleichen Ruf und beseelt vom gleichen Idealismus, ihm in der direk-

ten Führung seines Werkes beistehen wollten. Diese hochgemuten Menschen fanden sich, wie sie sich in diesem italienischen Volke immer finden, wenn der Ruf zu heroischer Bereitschaft an die Menschen ergeht. Sechs junge Mädchen, alle aus besten Gesellschaftskreisen und von feiner Bildung, kamen und erklärten sich bereit, ihr Dasein dieser apostolischen Aufgabe zu weihen. Nach einer längeren Zeit innerer geistiger Vorbereitung traten sie als »assistenti« in die Città ein und finden heute in der Hingabe an diese jungen Menschenschicksale die Erfüllung edelster Mütterlichkeit.

Ein treffliches erzieherisches Feingefühl bewies Don Arbinolo dadurch, daß er seiner Kinderstadt nicht irgendeine Hausordnung, sondern eine eigene »Stadtverfassung« gab, in welcher mit weiser Dosierung die erzieherischen Vorteile einer abgestuften Selbstregierung verankert sind. Diese »Costituzione« läßt sich in ihren Hauptpunkten ungefähr so zusammenfassen:

Don Arbinolo, dem alle Jungen mit schrankenloser Verehrung anhängen, ist der »Primo Cittadino« mit dem Recht der Ernennung seiner Mitarbeiter und seines Nachfolgers. Die Gesamtheit aller Kinder bildet die »Bürgerversammlung« (Assemblea cittadina), in welcher jeder mindestens Zehnjährige Sitz und Stimme hat. Diese wählt ihren sindaco und den Bürgerrat. Der Bürgerrat besteht aus vier »assessori«, von denen jeder ein besonderes Departement (Verpflegung, öffentliche Arbeiten, Verwaltungsdienst, Propaganda) führt. Jeder assessore hat seine »Ministerialbeamten«, die consultori, und der ganze Bürgerrat mit den consultori stellt die »Consulta cittadina« dar, d. h. den obersten Rat der Città, mit dessen unmittelbarer Unterstützung der priesterliche Leiter das ganze Gemeinwesen führt.

In dieser hierarchischen Gliederung nur eine Spielerei sehen zu wollen, wäre ebenso oberflächlich wie primitiv. Denn es steckt entschieden mehr dahinter. Dadurch, daß diesen Kindern das Recht eingeräumt wird, wenigstens zum Teil bestimmend an der Gestaltung ihres kleinen Staatswesens mitzuwirken, wird geflissentlich ein gewisser Nationalstolz, oder besser: Gemeindestolz in ihnen gepflegt. Dieser hilft mit, die drückenden Erinnerungen der vergangenen verschupften Jahre vergessen zu lassen und ihnen das Bewußtsein vollwertiger Glieder der Gemeinschaft zu geben, mit allen Rechten, aber auch mit allen Pflichten und Verantwortlichkeiten.

Denn alle Erziehung muß schließlich ausgehen von der Erkenntnis der natürlichen und übernatürlichen Menschenwürde, die auch in der verwahrlosten, der verwilderten, der verschlackten jungen Seele aufleuchtet. Und es genügt nicht, daß der Erzieher für sich an diese Würde glaubt — er muß auch dafür sorgen, daß der Zögling selbst sich ihrer irgendwie bewußt wird. Das ist eine — und nicht die letzte — der Absichten, daß in so manchen Kindersiedelungen eine Art Miniaturdemokratie mit Diskussionsfreiheit, mit Vorschlags- und Wahlrecht, mit Vertrauenskundgebungen und Ämtern eingeführt wurde. Der Junge, der bis jetzt rechtlos, verstoßen, gemieden, verachtet war, muß merken, daß er wieder voll und ernst genommen wird. Daß er wert ist, Vertrauen zu verdienen und Verantwortungen zu tragen.

In dieser bewußten Erziehungspraxis liegt wohl auch ein Teil des Geheimnisses, warum all die Tausende von Jungen, die den Weg von der Straße zu ihren geistlichen Freunden gefunden haben, sich bei ihnen so wohl fühlen. Nach meinem Abschied von der Città dei Ragazzi begleitete mich so ein schwarzhaariges Kerlchen zur Kopfstation des Trams. Auf meine Frage, ob er nicht gelegentlich wieder anderswo hinziehen wolle, antwortete er mit sprudelnder Lebhaftigkeit: »Nient'affatto! Io la Città dei Ragazzi non la lascio più!« Er sprach für ungezählte andere.

*

All diese Überlegungen sind natürlich Binsenwahrheiten. *Alles* ist Binsenwahrheit, was diese Priester, Klosterfrauen und Laien zum Handeln trieb: die Wahrheit von der unsterblichen Menschenseele, die Wahrheit von der apostolischen Verpflichtung, die Wahrheit von der erzieherischen Kraft unserer Religion, die Wahrheit von der Allmacht und Güte der göttlichen Vorsehung. Nicht das ist das Große, daß die Pioniere des kühnsten Erziehungswerkes der Nachkriegszeit diese Wahrheiten erkannt hätten. Denn das haben viele andere vor ihnen und mit ihnen auch getan. Oder daß sie sich auf irgendeinem Sektor der Methodologie als bahnbrechende Neuentdecker vorkämen. Denn das tut keiner von ihnen.

Das Große liegt darin, daß sich hier einmal Leute fanden, die den Mut und den Willen hatten, sich trotz der schwierigsten Voraussetzungen restlos in den Bannkreis dieser alten Binsenwahrheiten hineinzustellen. Sie haben den Ruf des Herrgotts gehört, der durch die Stimme der Zeit sprach, und dann haben sie zur Erfüllung dieses Rufes ihr Letztes hergegeben. Damit haben sie den geistigen Urgrund geschaffen, aus dem das Werk zur Rettung der italienischen Nachkriegsjugend wuchs und aus dem es stetsfort die Ströme seiner seelischen Kraft bezieht.

Damit haben sie das Werk vollbracht, das aufs neue Beispiel und Beweis für die unentbehrliche und immer lebendige Kultursendung unseres Glaubens wurde.

Anmerkung der Schriftleitung: Das Problem der Rettung der verlassenen Jugend in Italien hat als Sonderlösung das S. 622 erwähnte Werk von »Nomadelfia« hervorgebracht. Über dies Werk ist uns vom Verfasser ein eigener Artikel mit besonderem Titel zugesagt, der demnächst erscheinen und diese Artikelserie erst ganz abschließen wird.

VOLKSSCHULE

SCHULE UND ELTERNHAUS

Von Ernst Vogel

Vorbemerkung: Viele Schwierigkeiten, die sich später im Verhältnis zwischen der Schule und dem Elternhaus herausbilden, können durch sog. Elternabende behoben werden. Diese sind am fruchtbarsten, wenn der Lehrer die Eltern seiner Schüler zusammenruft und brennende Probleme bespricht. Wie dies geschehen kann, will das folgende Beispiel zeigen. Sicher wird mancher Kollege für die wertvolle Wegleitung dankbar sein und selber einen Versuch wagen. Recht aktuell ist dabei die Frage der Hausaufgaben. Hierüber soll im Laufe des Jahres eine Sondernummer erscheinen, die aber nur dann wirksam helfen kann, wenn sich recht viele mit Einsendungen an der Aussprache beteiligen.

Wir bitten Meinungsäußerungen an: Johann Schöbi, Lehrer, Goßau, St. G., weiterzuleiten.

Liebe Eltern!

Ich danke Ihnen für Ihr Erscheinen. Gewiß steigen Ihnen jetzt, da Sie, wie dereinst als Schüler, hinterm Schulpult sitzen, Erinnerungen aus Ihrer eigenen Schulzeit auf — Erlebnisse ernster und heiterer Art — die sich bleibend in Ihre Seele eingeprägt haben: Lehrer, Mitschüler, Schulbetrieb, Erfolge und Mißerfolge, Freuden und Leiden, Vorkommnisse in und außerhalb der Schule. Wieviel gäbe es doch hierüber zu erzählen, und wie aufschlußreich könnte solch ein Plauderstündchen sein! Wir müssen es uns versagen, denn unsere Aufmerksamkeit soll den Problemen der Gegenwart zugewendet werden. Vielleicht lassen sich aber in unserer gegenseitigen Aussprache wertvolle Vergleiche und Hinweise anführen. Sie sind als Eltern Ihrer Kinder hieher gekommen, um mit der Schule Fühlung zu nehmen und zu beraten, auf wel-